



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Nablus und die Samariter. 2. : Ein Bild der Provinzialzustände in Palästina.
- Die Stadt Nablus.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

des Verstandes weissagend sich empor-schwingt. Ja sie dichtet — wenn du so das nur im Geiste sehen nennen willst — aber sie dichtet Wahrheit.“

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

J. S.

Nablus und die Samariter.

2.

Ein Bild der Provinzialzustände in Palästina. — Die Stadt Nablus.

Ich muß gestehn, daß mir so gesunde, so wenig durch Selbstüberhebung fehlende Ansichten im Munde von Nabluser Aemas, wie ich sie im Vorhergehenden mittheilte, unerwartet waren. Aber der Stadt sind in den letzten Jahren gewisse praktische Lectionen ertheilt worden, welche nicht ohne Eindruck bleiben konnten. Einige Worte darüber dürften, da sie auf die Provinzialzustände der Türkei ein Licht werfen, hier wol am Orte sein. Der Verständlichkeit wegen muß ich einiges aus der dunkeln und im Allgemeinen interesselosen Geschichte des Orts voranschicken.

Vor ungefähr 300 Jahren hatte sich ein muhamedanischer Kaufmann aus Tokat in Kleinasien in Nablus niedergelassen, wofelbst er den Namen Tokan annahm. Er erwarb ein ansehnliches Vermögen und kaufte sich nicht bloß in der Stadt, sondern auch in mehreren kleineren Ortschaften der Provinz an. Seine Nachkommen erweiterten den Grundbesitz und wurden, als Tokanzadeh, nach und nach das angesehenste Bey-Geschlecht Samariens. Der Umstand, daß einer von ihnen im Dienste der Pforte bis zum Range eines Bezirgs gelangte, gab ihnen besondern Glanz und ermöglichte es ihnen, sich in Nablus ein großes burgähnliches Haus mit Schießscharten, eisernen Thoren u. s. w. anzulegen, welches ihnen in der Stadt und ihrer Umgegend einen ähnlichen Einfluß sicherte, wie dessen die Dere-Bey's von Kleinasien in ihren Districten genossen. Mit der Zeit aber gelangten andere Geschlechter, namentlich die al Kâsim (Bassân), die Djerrâr und die Abdul Hâdi zu Macht und Reichthum, und untergruben allmählig das Ansehn der Tokan, denen sie, wenn sie einig waren, die Spitze bieten konnten.

Während der ägyptischen Occupation Syriens hielten es die Feinde der

neuen Ordnung mit den Tokan, welche sich an die Spitze einer gefährlichen Bewegung zu Gunsten der Pforte, oder vielmehr der mit ihrer nominellen Oberherrschaft verbundenen Anarchie, stellten; und Mahmud Bey, das Haupt der Abdul Hâdi, von Ibrahim Pascha als Gouverneur eingesetzt, konnte sich nur nach vielen Kämpfen in dieser Stelle behaupten. Nach der Wiederinbesitznahme Syriens durch die Türken wurden die Tokan in Nablus redintegriert, und es gelang ihnen, die Verbannung der Abdul Hâdis zu erwirken; bald aber machte sich das auf die Vernichtung des Feudaladels ausgehende neue Verwaltungssystem der Pforte auch in Nablus fühlbar. Die Gegner der Tokan wurden insgeheim begünstigt und zur Widerspenstlichkeit aufgefordert, in die so entstandenen Fehden mischten sich die Paschas von Jerusalem, die in der Brandschatzung aufständischer Districte sonst gebotenen Einnahmequellen verpföpfend und dagegen für sich selber schwere Geschenke heischend. So schwanden bald die Reichthümer des Hauses; nicht nur die eigne Habe, auch die der untergebenen Fellahs opferte man, um die angestammte Stellung zu bewahren, der Habsucht der Statthalter. Umsonst! Mahmud Bey Abdul Hâdi setzte es durch, nach seinem Bergschlosse Arraba im Nordosten der Provinz zurückkehren zu dürfen, und als Suleiman Bey, das Haupt der Tokan, zur Bekriegung des verhassten Gegners auszog, wurde er, als des Landfriedensbruchs schuldig, abgesetzt und nach Trapezunt in die Verbannung geschickt. Es geschah dies im Jahre 1855. An seine Stelle wurde ein Beamter aus Konstantinopel als Kaimakam nach Nablus gesandt, welcher den einheimischen Parteien fremd, in solcher Weise die Gerechtigkeit handhabte, daß außer den nach der Herrschaft lüsternen Emiren alle Classen der Bewohner des Landes unter seiner Verwaltung, der steten Unruhe müde, aufathmeten.

Daß in den sogenannten Thalfürstendynastien ein nicht untüchtiges Element für die Provinzialregierung steckte, das hat die Geschichte der Districte Kleinasien, wo sie ungestört Generationen hindurch in Ansehn standen, dargethan. Vor den Pfortenbeamten hatten sie nicht nur die genauere Kenntniß der Bedürfnisse des Landes, sondern auch die Liebe zu ihm, den Wunsch, das vom Vater Ueberkommene in bester Blüte auf den Sohn zu vererben voraus. Nur hätte ihnen eine durch Macht und geregelte Handhabung der Gesetze imponirende Centralgewalt nebst einem unbescholtenen Beamtenstande zur Seite stehn müssen. Da diese Erfordernisse fehlten, so entstand eine rechtliche Unsicherheit, welche bei factischer Macht zu Empörung, Fehde und Expreßung führen mußte. Der Uebergang zur Bürokratie war also hier ein wirklicher Fortschritt, und es ist nur zu beklagen, daß derselbe, Niemandem als lediglich einigen geldgierigen Paschas zum Frommen, in den meisten Provinzen so ungebührlich verzögert wurde.

Von der Art dieser Verzögerung gibt die Geschichte von Nablus ein eclat-

tantes Beispiel. Kaum hatte Kiamil Pascha, der damalige Gouverneur von Palästina, gehört, daß sich der türkische Kaimakam in seinem Verwaltungsdistricte in Ansehn setze, als er die vornehmsten Mitglieder der Familie Tokan zu sich nach Jerusalem beschied und ihnen vorstellte, daß sie entweder auf immer der Hoffnung auf Rückkehr ihres Hauptes, des Suleiman Bey, und Erneuerung des Glanzes ihres Geschlechtes entsagen, oder sich eines weitem Anwachsens der Macht des Kaimakam mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln erwehren müßten. Er versprach ihnen hiezu seinen Beistand, und es wurde verabredet, daß sie ihre Fellahs aufwiegeln und von ihrem Anhang in der Stadt eine Adresse gegen den Kaimakam unterzeichnen lassen sollten. Das von ihnen nach ihrer Redintegration zu zahlende Geschenk wurde auf 120,000 Piafter festgesetzt.

Die Verblendeten führten ihre Zusagen nach besten Kräften aus, und während der Kaimakam durch einen Aufstand in verschiedenen tokanschen Dörfern beschäftigt war, circularisirte in Nabluß eine Beschwerdeschrift gegen ihn, welche alle der Partei der Tokan angehörigen und sonst unter ihrem Einfluß stehenden Personen zu unterzeichnen genöthigt wurden.

Kaum sah der Pascha sich im Besitze dieses Documents, als er auch den Mahmud Bey Abdul Hâdi zu sich lud und ihm von den Absichten der Tokan und ihrem Geldangebot Mittheilung machte. Der Bey versprach, dagegen sogleich, falls der Pascha ihm den Statthalterposten verschaffen werde, einen dreifach größern Betrag als seine politischen Gegner zu zahlen und machte sich anheischig, Beschwerde-Adressen und Aufstände gegen den türkischen Kaimakam in viel großartigerm Maßstabe zu Wege zu bringen. Kiamil Pascha entschied sich, wie sich leicht begreift, zu Gunsten Mahmud Bey's, und sagte ihm zu dem Amte noch 400 irreguläre Reiter zu, welche seinen Respect in der Provinz aufrecht erhalten sollten.

So begannen denn auch von Arraba, dem Bergschlosse der Abdul Hâdi, aus Unruhen sich zu verbreiten, und der Kaimakam sah sich bald rings von Empörungen umgeben. Seine Lage war zu verzweifelt, als daß jemand in Nabluß gewagt hätte, den gegen ihn Unterschriften sammelnden Bey's ihm zu Liebe ihr Gesuch abzuschlagen, und die Intrigue gelang vollkommen. Kiamil Pascha eilte nach Nabluß, entsetzte auf Grund der allgemeinen Unzufriedenheit den Kaimakam, schickte einen zweiten Tokan in Verbannung und ernannte Mahmud Bey Abdul Hâdi zum Statthalter.

Wie groß bei dieser Kunde die Entrüstung der Tokan war, läßt sich leicht ermessen; aber die Macht der Abdul Hâdi, jetzt noch vermehrt durch das Prestige der Stellung und die vierhundert Lanzenreiter, schreckte von jeder Widersetzlichkeit ab. Erst als Mahmud Bey unter dem Vorwande das Gebirge zu pacificiren, in Wahrheit aber um die dem Pascha zugesagte Bestechungssumme

einzutreiben, plündernd und brandschatzend die gegnerischen Districte durchzog, erhoben sich die Fellahs auf ihre eigne Hand zu hoffnungsloser Gegenwehr. Noch bevor dem Pascha die letzte Rate eingezahlt war, hatten in dem dünn bevölkerten Gebirgslande gegen 700 Personen von beiden Seiten ihren Tod gefunden und die Bewohner von 20 Dörfern waren, ihre unbewegliche Habe zurücklassend, in die Nachbarprovinz Akfa geflüchtet.

Es begreift sich leicht, daß Mahmud Bey, welcher mit vielen, nicht sowohl ihm, als der früher von ihm vertretenen, verständigen und gerechten ägyptischen Regierung gebührenden Sympathien begonnen hatte, bald ein Gegenstand weit verbreiteten Hasses wurde. Das allgemeine Mißbehagen war um so größer, als Kiamil Pascha zu dem Unterpersonal eines der beiden westmächtlichen Consulate zu Jerusalem in den intimsten Beziehungen stand, und sich sogar von dem Dolmetscher dieses Consulats, einem lateinischen Araber, bei seiner Expedition nach Nablus hatte begleiten lassen. Die unerhörten Bedrückungen, welche vor seinen Augen geschahen, wurden allgemein den Einflüsterungen dieses Menschen zugeschrieben, welchem es freilich nicht sowohl an Schlechtigkeit, als vielmehr, neben dem feinen Türken, an dem nöthigen Verstande fehlte, um die Rolle zu spielen, welche man ihm beilegte. Wenn der Pascha nach dieser Seite hin ein Opfer von seinem Gewinne brachte, so geschah dies wol nicht ohne eine schlaue Berechnung. Das muhamedanische Volk sollte glauben, daß wie durch den Willen Thouvenels und Redcliffes die Pforte, so er durch den der westmächtlichen Consularbehörden geleitet werde, und diese Ueberzeugung sollte, hoffte er, auch von dem Versuche einer Beschwerde abschrecken. Daß ihm in dieser Hinsicht der Hatti Humajun sehr gelegen kam, ist leicht verständlich. Erst nachdem er dies merkwürdige Product ausländischer Staatsweisheit vor einer zahlreichen Versammlung in Nablus publicirt und dadurch in den orthodoxen Muselmännerherzen ebensoviel Schrecken als Ingrimme hervorgerufen hatte, verließ er seinen Clienten und kehrte nach Jerusalem zurück.

Raum war er fort, als ein Ereigniß eintrat, an welches ich, da es bis nach Europa wiederhallte, nur kurz zu erinnern brauche. Ein junger englischer Missionar tödtete, durch Nablus passirend, unwillkürlich einen taubstummen blödsinnigen Bettler, welcher ihn unverschämt an seinem Gewehr laufe festzuhalten suchte; er wurde sofort von einer fanatisch aufgeregten Volksmenge umringt und entrann der ihm zugeordneten Lynch-Justiz nur dadurch, daß ein wohlgesinnter Mann ihn in das feste Haus der Abdul Hâdi entzwischen ließ, wo er des Schutzes der Gastfreunde theilhaftig wurde. Nachdem das Volk vergeblich eine Zeitlang mit lautem Toben seine Auslieferung verlangt hatte, stürzte es in das Christenviertel, plünderte und zerstörte theilweise die protestantischen und die griechischen kirchlichen Anstalten nebst den

Häusern der westmächlichen Consular-Agenten, deren Flaggen zerrissen und beschimpft wurden, erschlugen mit Knütteln einen angesehenen griechischen Kaufmann, steckten einen christlichen Knaben in siedenden Kalk und zerstreuten sich endlich, des Unfugs müde, ohne daß die Behörde einzuschreiten gewagt hätte.

Es war ein eignes Zusammentreffen von Unverstand in dieser Geschichte. Der Engländer, ein excentrischer Mensch, welcher unter den eines Mehdi (messianischen Glaubensleiters) harrenden Ruffairiern, einer nordsyrischen Secte wirkte, hatte seine Mission damit begonnen, sich für den erwartenden Mehdi auszugeben, offenbar um, einmal als solcher anerkannt, mit mehr Erfolg das Commonprayerbook aus der Tasche ziehen zu können. Er war aber mit der Zeit dahin gediehen, diese seine Behauptung, nicht dem zu befehrenden Volke, wol aber sich selbst glaublich zu machen. Wenige Monate nach dem Unglück von Nablus wurde er als wahnsinnig nach England zurückgebracht, und gewiß war er schon damals nicht viel mehr zurechnungsfähig als das Opfer seiner Unvorsichtigkeit, der blödsinnige Bettler. — Die Ortsregierung, über-täubt von dem Rufe: „Ein Engländer hat einen Muslim ermordet!“ war völlig rathlos, und da auch die aufrührerische Menge sich blind von ihrer Leidenschaft treiben ließ, so ist es nicht zu verwundern, daß am Ende ganz Unschuldige, Fernstehende, zu Schaden kamen. Unter gewöhnlichen Verhältnissen würde Mahmud Bey, nach demselben Grundsatz, welcher seinem Vorgänger zum Stein des Anstoßes geworden war, schleunigst wieder abgesetzt worden sein; aber die gleichsam zwischen ihm und dem von dem Botschafter einer der Westmächte zu Constantinopel energisch unterstützten Kiamil Pascha bestehende Solidarität verhinderte dies. Es waren bei dem Aufstande englische, preussische und französische Interessen verletzt worden; die Consuln der beiden ersteren Staaten reclamirten, es mußten beträchtliche Summen als Schadenersatz gezahlt werden, und Mahmud Bey, dem das Einziehen derselben oblag, benutzte auch diesen Anlaß zu schändester Erpressung. So wurde, was ihm hätte schaden können, eine Quelle der Bereicherung für ihn.

Als endlich die letzten Truppen der Allirten von Constantinopel abzogen, und das berühmte Klagelied über den Undank der Pforte sich vernehmen ließ, wurde Kiamil Pascha von Palästina zurückberufen. Billig hätte ihm sein Schützling in der Absetzung bald nachfolgen sollen, und allgemein wurde diese erwartet, als der neue Statthalter Sureja Pascha es eine seiner ersten Sorgen sein ließ, sich nach Nablus zu begeben, um in eigner Person die dortigen Zustände zu untersuchen. Besseres konnte dem Mahmud Bey nicht widerfahren. Er wußte jeden Zweifel zu beschwichtigen, und der Pascha schleppte zufrieden die vollwichtigen Auskünfte nach Jerusalem heim, den schlauen Bey sicherer als je auf seinem Posten zurücklassend.

Erst im Jahre 1858 schlug für die unglückliche Provinz die Stunde der Erlösung. Der Gouverneur von Beyrut nahm sich, sei es aus Mißgunst gegen seinen Collegen von Jerusalem, sei es aus Gerechtigkeitsliebe, ihrer an und setzte bei der Pforte durch, daß sie von dem Jurisdictionsbezirk von Jerusalem losgetrennt und dem des unter seinem Inspectorat stehenden Pascha-lyks Akka beigelegt wurde. Kaum war dies geschehen, so erfolgte die Absetzung Abdul Hâdis und seine Vorladung nach Beyrut, wo er sich vor dem Conseil des Gjalet verantworten sollte. Seit einem Jahre lebt er dort als Hausgefangener, ohne zu einem Urtheilspruche gelangen zu können. Da sein Vermögen nicht confiscirt ist, so haben weder seine Gegner die Besorgniß, noch er die Hoffnung auf einen neuen Umschwung seiner Verhältnisse aufgegeben.

Das Eintreffen seines Nachfolgers, des jetzigen Kaimakam, wurde unter den bezeichneten Umständen mit Freuden begrüßt. Nur im Nordosten der Provinz, wo die Abdul Hâdi ihre Güter haben, brach vielleicht nicht ohne Vorwissen des Familienhauptes, unter einem seiner nächsten Verwandten eine Empörung aus, welche bald die Gegend weit hin unsicher machte. Die große Anzahl der unter dem Einflusse des Hauses stehenden Fellahs, die aus dem Esalt und von der Ebene Jesreel zur Theilnahme an dem Aufstande herbeieilenden Beduinen, das für uneinnehmbar geltende Bergschloß Arraba, Alles dieß war für den eben in die Zustände der Provinz eindringenden Statthalter, welchem nur 360 Mann regulärer Infanterie nebst zwei Berghaubigen von Akka aus zur Verfügung gestellt worden waren, eine große Verlegenheit. Doch wagte er seine geringe Macht gegen den sechsfach überlegenen Gegner zu führen und errang wider sein eignes Erwarten durch seine Entschlossenheit einen vollständigen Erfolg. Die Einzelheiten dieser merkwürdigen Expedition, werde ich, wie ich sie aus seinem eignen Munde hörte, mittheilen. Das Gebirge von Nablus, wo unter dem Abdul Hâdis Raub und Mord an der Tagesordnung gewesen war, wurde damit zu einem der sichersten Districte Syriens, und wenn auch mancher Sproß eines früher mächtigen Geschlechtes die Zeit der Anarchie und unbestraften Bedrückung zurückwünschen mag, so erkennt die große Masse der städtischen wie der ländlichen Bevölkerung doch schon mit Dankbarkeit die neue Ordnung der Dinge an, welche, wenn sie nur wenige Jahre dauern sollte, die Rückkehr der alten Zustände unmöglich machen würde. —

Nach dieser Abschweifung nehme ich den Faden meiner Erzählung wieder auf. Der Tag wurde heiß, und je mehr wir uns unter dem durch Bäume beschatteten und gegen die Windseite geöffneten Zelte behaglich fühlten, um so mehr kostete der Entschluß, den glühenden Weg durch die Gärten hinab nach der Stadt zum Besuch der Schule anzutreten. Aber der kleine Bote wartete

schon wieder, und seine Züge nahmen bei der Zögerung immer mehr den Ausdruck übler Vorahnung an, so daß wir aus Menschlichkeit uns aufmachten.

Eine geräumige, unterhalb der Wasserleitung angebrachte, jetzt trockene Rinne, welche den während der Regenzeit überfluthenden Reichthum des Quellenhauptes nebst den Sturzbächen des Berges einer Mühle zuführt, im Sommer aber als Weg dient, nahm uns zuerst auf. Die Mühle selbst, welche wir bald erreichten, besteht aus einem der Rinne sich anschließenden, auf drei in das Thal vorspringenden Bögen ruhenden Aquäducte, dessen Wassergehalt durch Abschrägung im Fall gemäßigt nach einem tief an dem äußersten Bogenfüße angelegten niedrigen Häuschen gelangt und daselbst ein oder zwei unterschlächtige Räder treibt. Ich habe ähnliche Mühlen früher auf den Inseln des Aegäischen Meeres gesehen; in Palästina sind sie der wasserreichen Gegend von Nabluß eigenthümlich, und dienen, ob sie nun weiß überkalft aus dem grünen Gebüsch hervorragen, oder ob sie alt und ruinenmäßig und selbst von Vegetation überwuchert sich dem Auge darbieten, der Landschaft zu ungemeiner Zierde. Zwischen duftigen Citronengärten führte uns der Weg von da an der Quelle Ain el Uchal und dem schönen Gehöfte der Chadra-Moschee vorüber nach der Stadt, in deren nordwestlichem Quartier die Schule gelegen ist.

Auf der Straße in der Nähe dieser Anstalt erwartete und empfing uns der unruhige kleine Schulmeister. Wir folgten ihm eine hohe Steintreppe hinauf in ein lustiges Kuppelgemach, in welchem wir, den Wänden entlang auf Strohmatteu hockend sechzehn Knaben von 7—14 Jahren, zum Theil ärmlich, zum Theil ziemlich wohl gekleidet, vorfanden. Ein Jeder hatte ein orientalisches Gürtelintenfah vor sich und die wackre Handhabung des hier unsern Gänsekiel vertretenden Schreibrohrs bezeugten bei Mehreren die geschwärzten Finger, welche zunebst den zerlernten Büchern, Fibeln, hl. Schrift und common prayers in arabischen Uebersetzungen, uns heimathliche Jugenderinnerungen erweckten. Zunächst wurden uns kalligraphische Proben vorgelegt, welche fast ohne Ausnahme wohlgeübte Hände bekundeten. Dann überreichte uns der Lehrer ein N. Testament mit der Bitte eine Stelle auszuwählen, welche von den Kindern gelesen werden solle. Wir entschieden uns für das letzte Kapitel des Ev. Joh., welches die kleinen Studiosen, nach englischer Schulsitte sich verweise der Reihe nach ablösend, vortrugen. Auch hier fanden wir die Fertigkeiten anerkennenswerth, den Ausdruck dagegen vernachlässigt. Der Lehrer katechisirte dann über das Gelesene, und wir vernahmen überraschend gute Antworten. Es fiel uns auf, daß grade die größern, besser gekleideten Knaben sich weder beim Lesen, noch beim Beantworten der Fragen betheiligten, worüber uns aber der Lehrer die Auskunft gab, daß dieß junge Muhamedaner seien, welche an dem Religionsunterricht nicht Theil nahmen.

So gering die Erwartungen gewesen waren, mit denen wir uns zu dem Besuche der Anstalt aufmachten, um so größer war unser Erstaunen über die selbst wahrgenommenen, also nicht zu bezweifelnden Leistungen, welche, wenn sie auch die Summa der Abluser pädagogischen Resultate darstellten, uns doch den Lehrer, der uns bisher ziemlich mißfallen hatte, in einem respectablern Lichte erscheinen ließen. Um ein, wenn auch nur in Gedanken, ihm zugefügtes Unrecht wieder gut zu machen, gingen wir auch gern auf seine Bitte ein, ihm über den Befund seiner Anstalt ein schriftliches Zeugniß auszustellen. Mit vielen Danksagungen und der oft wiederholten Bitte, über die Mängel des Empfanges ein Auge zuzudrücken, wurden wir dann entlassen.

Nach der morgenländischen Etiquette hatten wir den Besuch des Kaimakam noch an demselben Tage zu erwidern, weshalb wir uns von der Schule gleich nach dem sogenannten Serai, dem Regierungsgebäude aufmachten. Man führte uns durch mehrere enge und winklige Gäßchen, bis wir an ein düstres altes Haus gelangten, welches wir für einen Kameelstall hätten halten mögen, wenn nicht die sich darin auf den Höfen und den ausgetretenen hohen Steintreppen eifrig umhertreibende Menge Baschibozuks, Fellahs, Scheichs, Schreiber u. s. w. bezeugt hätte, daß es wirklich die Residenz des Statthalters sei. Dieser empfing uns in einem schmucklosen Oberzimmer, woselbst er uns neben sich auf einem der Fensterwand entlang angebrachten Divan niedersitzen ließ. Eine schweigsame Reihe Dorfvorsteher, welche in malerischer Fellahtracht eine andre Wand entlang am Boden kauerte, schien durch unser Eintreten gar nicht berührt zu werden. Während der gewöhnlichen Begrüßungen boten uns dienstbare Geister aus langen Jasminrohren den würzigen Djebel Tabak zu schlürfen und bewirtheten uns dann weiter mit Beikensorbet und duftigem Mokka-Kaffee.

Der Kaimakam, welcher in sehr mittheilsamer Laune war, begann die Unterhaltung mit Entschuldigungen wegen seiner elenden Wohnung. „Doch,“ fügte er lächelnd hinzu, „wenn Sie mehr von der Türkei gesehen haben, so werden Sie sich kaum wundern; denn fast alle unsere Provinzen werden von halben Ruinen aus verwaltet. Das hiesige Amtshaus ist längst ein bloßer Steinhauke, und der Municipalrath, welchem es oblag, mir eine Wohnung zu verschaffen, wählte unter dem Einflusse der Bey-Familien von allen Häusern, die in Frage kommen konnten, gerade das schlechteste. Man mochte hoffen, daß ich mich darin sehr unbehaglich fühlen und den Respect der am äußern Schein hangenden Landbevölkerung nie gewinnen sollte. Noch aber bin ich kein halbes Jahr hier, und der alte Bau ist in jeder Hinsicht der Mittelpunkt der Provinz geworden, während die früher so überlaufenen Paläste der Beys verlassen und einsam stehn. Man hat mir nachher die besten Häuser angeboten; aber ich setze eine Ehre drein hier zu bleiben. Wie oft muß ein stolzer

Vey im Corridor draußen stehn, während die früher von ihm zu Boden getretenen Fellahs im Divan sitzend mit mir verhandeln! Diese haben auch schneller, als ich erwartete, die ominöse Wohnung von den heilsamen daraus zu Tage tretenden Maßregeln zu unterscheiden gelernt, ein Erfolg, für den ich vorzugsweise dankbar bin. Sie sehen hier," schloß er auf die uns gegenüber sitzenden Bauern deutend, „Abgeordnete der verschiedenen Districte, welche mir 60 Cavallerie-Pferde als freies, von der Provinz dem Staate gemachtes Geschenk überbracht haben, und zwar in Anerkennung der für sie vortheilhaften directen, nicht wie früher durch die Beyhs vermittelten Steuererhebung, welche ich eingeführt. Sie hoffen, daß für den so bethätigten guten Willen die Regierung jeden Gedanken an eine Rückkehr zu dem früheren System aufgeben wird.“

Es entspann sich hieraus ein Gespräch über die möglichen Verfügungen der Pforte in dieser Beziehung, so wie über die der Landbevölkerung so beschwerlich gewordene Adelsverwaltung. Was den ersten Punkt anbetrifft, so sprach der Kaimakam mehr Wünsche zu Gunsten der Bauern, als feste Erwartungen aus, weil, meinte er, die besten Absichten der Souveräne, wie in allen Staaten, so auch in der Türkei, durch schlechte geldsüchtige Beamte, an denen die Pforte keinen Mangel habe, gar oft vereitelt würden. Interessant waren seine Mittheilungen über den zweiten Punkt, die bekanntlich tief im Nationalgefühl der Araber wurzelnde Macht der Scheichs über die Fellahs, welche er als im Widerspruche zu dem, der Adelsbevorrechtigung abholden Geiste des Islam stehend, auf die Sitte der Blutrache zurückführen wollte.

„Wenn man“ sagte er, „der hiesigen ländlichen Bevölkerung angehört, so kann man nicht allein leicht durch Mörderhand fallen, man kann auch unwillkürlich zum Mörder werden. Wie man um des Verbrechens eines Angehörigen willen steter Lebensgefahr ausgesetzt ist, so verpflichtet der an einem Verwandten begangene Mord zu blutiger Vergeltung. Wie sollte aber der Schwache gegen den Starken dieser Pflicht genügen? Und wo könnte sich Jemand stark genug fühlen, um überall gegen die Anschläge eines selber den Tod nicht achtenden Feindes sicher zu sein? Das Schreckliche des Zustandes, gegen welchen die Regierung keine Abhilfe bot, mußte zu Verbindungen einzelner Familien und ganzer Dörfer führen; diese Verbindungen bedurften eines Hauptes, ein angesehenener Mann trat an die Spitze, wehrte als Scheich des Kreises dem Unrecht nach innen, und übernahm nach außen die Rache für die an den Seinen begangenen Frevel. So entstand ein Hörigkeitsverhältniß; der Scheich war bald der Anwalt seiner Untergebenen bei der Localregierung, bald ihr Anführer gegen diese und gegen andere Gemeinden, um, wo sie beleidigt worden waren, ihr Recht zu suchen und, wo sie beleidigt hatten, ihre Bestrafung zu verhindern. Es genoß also der Einzelne unter ihm eines

höhern Grades der Sicherheit, als er sich sonst würde haben verschaffen können. Es ergab sich aber aus diesem Verhältniß, daß der Scheich auch in Beziehung auf die Staatsabgaben seine Gemeinde vertrat, wo dann aus dem von ihm gegen die Willkür der Beamten geleisteten Schutze allmählig eine eigne Besteuerung wurde, welche ihn zum einzigen Wohlhabenden unter lauter Dürftigen machte. Er zog seine Fellahs zu Frohdiensten (Antarich) heran und zwang sie, ihn mit ihrem Blute zu verteidigen, wenn er die als Staatsabgabe erhobenen Summen nicht abführen, sondern für sich behalten wollte. Daß er, wenn für einen gegen seine Untergebenen begangenen Mord das die Rache abkaufende Blutgeld gezahlt, oder für einen an ihrer Habe verübten Diebstahl der Fellahsütte gemäß der vierfache Betrag ersetzt worden war, diese Vortheile selbst einstrich, kam häufig vor; doch wurde dies immer nur als Herkommen, nie als Gerechtfame angesehen. — Solche Opfer brachten die Bauern, um den dürftigen Schutz eines Bey zu genießen; denn bei der Regierung hatten sie gleiche Lasten ohne auch nur diesen geringen Vortheil zu erwarten, so daß sie sich gleichsam mit Gewalt unter dem Drucke ihrer Tyrannen festgehalten sahen.“

Man möchte die Schattenseiten in diesem Bilde zu stark aufgetragen finden, und einer Lichtseite, des Schutzes der Familienehre, erwähnte der Kaimakam gar nicht. Nicht allein ist es beispieslos, daß ein Scheich sich in diesem für das Gefühl des Orientalen so kühnen Punkte vergangen hätte, durch rücksichtslose Aufrechterhaltung der draconischen Fellahsütte, welche jedes geschlechtliche Vergehn einer verheiratheten oder ledigen Frauensperson mit dem Tode bestraft, galten diese Dynasten als die Behüter der Häuser vor dem, was dem ächten Araber als das Allerschimpflichste erscheint und mochten als solche wol einiger Sympathie unter ihren rohen Landsleuten genießen. Doch halte ich im Uebrigen die Darstellung für richtig und glaube sogar, daß bei dem demoralisirenden Einflusse einer allen Bestechungen zugänglichen Regierung Ausnahmen von der allgemeinen Regel kaum vorgekommen sind. Die einzige heutiges Tages in Palästina bestehende anonyme Gesellschaft ist der Mordversicherungs-Verein der Quartiere Taradjimeh und Sawahireh zu Bethlehem, welcher dem Mitgliede gegen eine bestimmte Prämie Strafslosigkeit für begangene Mordthat durch Ausbringen des Blutgeldes sichert. Die Theilnehmer gehören der lateinischen Kirche an, welche in Bethlehem und den Nachbarortschaften Beit Djala und Jerusalem durch zweihundert europäische Geistliche vertreten ist; und noch mehr; Jerusalem ist der Sitz einer höheren Provinzialregierung und einer 800 Mann betragenden Garnison! Gibt es eine bessere Kritik der Verwaltung des Staats, den der pariser Tractat in die europäische Staatenfamilie eingeführt hat?

Wir suchten den Kaimakam nunmehr auf seine Expedition gegen Arraba

zu bringen und erhielten auch da eingehenden Bescheid. „Sie haben aus meinen Mittheilungen verstanden,“ sagte er, „welches Interesse die Scheich-Geschlechter haben, keine tüchtige Regierung in Nablus aufkommen zu lassen. In diesem einen Punkte sind sie alle einig, um so mehr als die zu arg getriebene Wirthschaft der letzten Jahre in den befangenen Gemüthern der Fellahs hie und da ein Dämmerlicht der Opposition entzündet hatte. Dem Aufstande der Abdul Hadi in Arraba sahen also die Mächtigen im Lande mit Wohlgefallen zu. Ich kannte die Gegend nicht und eben so wenig die bei mir befindlichen Offiziere. Die Festung galt für unangreifbar; täglich bekam ich Nachrichten von neuen Zuzügen aus dem Esalt und von dem Beduinen-Stamme der Beni Sakr in der nahen Ebne Jesreel, die Besatzung der Festung wurde auf mehr als zweitausend gut bewaffnete Männer angegeben, und eine fieberhafte Unruhe machte sich in der ganzen Provinz fühlbar. Ich sah ein, daß ich zu schlagen und siegen müsse, wenn ich nicht einen ebenso allgemeinen Aufstand erleben wollte, wie mein türkischer Amtsvorgänger. Daß die guten Gesinnungen in der Stadt wie auf dem Lande bei dem Mangel an Vertrauen auf die Regierung und der sehr reellen Furcht vor den Beyfamilien mir Nichts nutzen werde, lag auf der Hand. Was aber anfangen mit zwei Haubigen und 360 Mann? In meiner Verlegenheit schrieb ich an den Gouverneur von Jerusalem und bat ihn unter Darlegung der Verhältnisse die Hälfte der dortigen Garnison zu mir stoßen zu lassen. Ich bedachte dabei nicht, daß Sureja Pascha selber in Nablus gewesen war, und daß sein Bericht das Regiment der Abdul Hadi für ebenso musterhaft wie ihre Stellung unbezwinglich erklärt hatte. Konnte ich ihm so viel Vaterlandsliebe zutrauen, daß er mir die Hand bieten würde, um sich selbst Lügen zu strafen? Seine Antwort war eine kaum verblümete Verweigerung; er besitze betreffs der Verwendung der Truppen außerhalb seines Jurisdictionsbereichs keine Instruktionen! Ich sah mich also auf meine eigenen Hilfsmittel beschränkt und hatte nur die über der Correspondenz verlorene Zeit zu beklagen. So entbot ich denn die mir äußerlich ergebenen Beys mit ihren Fellahs zu mir, und nachdem ich dadurch meine Macht um einige hundert Flinten verstärkt hatte, rückte ich aus. Aber schon in der ersten Nacht verschwand fast das ganze Hilfscorps, wahrscheinlich mit Einwilligung der Häupter, welche selber bei aller Devotionsversicherung mehr als Spione der Gegner, wie als wirkliche Helfer zurückblieben. Mit ihnen und den regulären Truppen, auf die ich allein mich verlassen konnte, langte ich am dritten Tage in dem Thale unter der Bergfeste an und überzeugte mich bald, daß hier die Wirklichkeit nicht hinter den mir gemachten Beschreibungen zurückblieb. Arraba hat zwar keine Mauern, aber statt ihrer starre uns, nach allen Seiten die Abhänge des kegelförmigen Berges krönend, eine aus starken Quadern erbaute Häuserreihe mit Schießscharten statt der Fenster entgegen.

Ich sah ein, daß ich mit Gewalt Nichts dagegen würde ausrichten können; doch hoffte ich, in dem Respect der Bauern vor der uniformirten Truppe ihres legitimen Herrn einen mächtigen Bundesgenossen zu finden, und Gottlob! der Erfolg hat meine Rechnung, als ich schon dem Verzweifeln nahe war, gut geheissen.

Zunächst schickte ich einen des Arabischen mächtigen türkischen Offizier als Parlamentär an den Berg, um die Aufständischen zur Uebergabe aufzufordern. Derselbe konnte aber nicht zu Worte kommen; man empfing ihn, so wie er den Berg hinanstieg, mit Flintenschüssen, und er war genöthigt, sich schleunig zurückzuzieh'n. Zugleich erhoben die Weiber und die Mädchen in der Feste ihr weit durch die Berge hallendes Kriegsgeschrei, welches mir bewies, daß man sich zu hartnäckigem Widerstande rüste. Die Theilnahme der Weiber an den Kämpfen ist nämlich eine eigenthümliche Sitte dieser Stämme, welche die Hebung des Muthes der Streiter zum Zweck hat. In schrillenden Tönen die einfache Melodie des Schlachtgesanges ausstößend, mischen sie sich, alt und jung, in ihren besten Schmuck gekleidet, mit Todesverachtung unter die Kämpfer, ihnen Wasser und Munition zutragend; denn, heißt es, der Mann muß wissen, für was er sein Leben aufs Spiel setzt. Die Männer ihrerseits legen ebenfalls am Schlachtmorgen ihre besten Gewänder an und nehmen die blanksten Waffen zur Hand, weil die prächtige äußere Erscheinung wieder den Weibern gefällt und dem Aufkommen feiger, niederträchtiger Gesinnung wehrt. So berauschen sich beide Geschlechter gegenseitig zu einem der Wunden nicht mehr achtenden Enthusiasmus, welcher, wie sich leicht begreift, dem Gegner den Erfolg sehr erschwert.“

„Von Einschließung der Feste konnte bei der Ueberlegenheit ihrer Besatzung nicht die Rede sein; auch wußte ich; daß Wasser und Korn, das einzige Bedürfniß dieser einfachen Leute, hinlänglich vorhanden war, während wir uns mit Mundvorrath und Kriegsbedarf nur auf wenige Tage hatten versehen können. Es blieb also Nichts übrig, als sofortiger Angriff. Nachdem aber ein anderthalbtägiges Beschießen mit den Haubigen keine andere Wirkung gehabt hatte, als etwa die unerwünschte, den Feind noch übermüthiger zu machen, und dabei die Munition so sehr zusammengesmolzen war, daß der Rest für die Musketen der Soldaten gespart werden mußte, ließ ich die letzteren an der zugänglichsten Stelle den Berg hinanstürmen. Auch dies gefährliche Experiment mißlang. Ohne ihren hinter den Schießscharten her sicher auf sie zielenden Feind nur zu Gesicht zu bekommen, sah die Truppe eine Menge aus ihrer Mitte verwundet und sterbend niederfallen, bevor sie sich noch den Befestigungen nähern konnte, und es war klar, daß der Ort, wenn nicht freiwillig übergeben, nicht von uns bezwungen werden könne. Ich mußte also zum Rückzuge das Signal geben und hatte wahrlich, als ich 25 Todte und Verwundete

nach den Zelten schleppen und die Soldaten ziemlich mißmuthig sah, wenig Hoffnung, daß ich durch längeres Verweilen etwas Anderes als Schande und Spott erwerben würde. Zunächst aber glaubte ich dem Rückzuge vor den mich umgebenden Bey's eine andere Deutung geben zu müssen, worüber ich mit den obern Offizieren rasch Rücksprache nahm. Sobald diese der Gewohnheit gemäß sich mit den Bey's in meinem Zelte versammelt hatten, überhäufte ich sie mit Vorwürfen, daß sie die Soldaten durstig in den Kampf geschickt. „Wißt ihr nicht,“ rief ich aus, „daß diese Anatolier, wenn sie im Durste fechten, selbst des Säuglings nicht schonen? wie sollte ich ein Gemegel von soviel Tausenden, darunter soviel Weiber und Kinder, in Constantinopel verantworten? Daß kein Schloß noch Riegel ihnen widersteht, ist ja bekannt; ich sah mich genöthigt sie zurückzurufen, bevor sie den Mauern nahe kamen, und nun stellt sich jenes aufrührerische Gesindel, als hätte es einen Sieg erfochten!“ — Die Offiziere gaben mir in Allem Recht, und Einer schlug verabredeter Maßen vor, am folgenden Morgen in erster Frühe, nachdem die Soldaten sich durch ein reichliches Frühstück gelabt, den Sturm wieder aufzunehmen, sämmtliche Thore auf einmal zu erobern. Jeden der sich entgegenstellen würde, niederzumachen, die übrigen Männer als Galeerensträflinge fortzuschleppen u. s. w. Dem kühnen Rathgeber war nicht besser zu Muthe als mir; aber wir wußten, daß jedes unter uns gesprochene Wort in der Feste wieder vernommen würde, und so bemühten wir uns, die Komödie mit möglichster Treue auszuspielen. Dafür war ihr Erfolg ein unerwarteter, fast wunderbarer. Nachdem bis gegen Mitternacht laute Sieges- und Freudengesänge erschollen waren, wurde es plötzlich still in der Festung; wir besorgten, daß vielleicht ein Ausfall vorbereitet werde — aber nein, eine Stunde vor Sonnenaufgang meldeten die Wachtposten, daß die ganze Bevölkerung mit Pferden, Eseln und Kameelen aus dem Ostthore herausbreche und sich mit flüchtiger Eile dem Ghor (dem Jordanthale) zuwende. Ich stürzte selber in die Nähe und überzeugte mich von der Richtigkeit der Meldung. Offenbar hatte ein panischer Schreck die Bevölkerung in ihrem Siegestaumel betroffen, so daß sie in der Flucht nach den transjordanischen Provinzen ihr Heil suchte. Früh morgens besetzte ich die leere Festung, in welcher 700 Kameellasten Weizen, etwas Gerste, Linsen u. s. w., sonst aber kein zu plünderndes Gut vorgefunden wurde. Ihre Teppiche und ihr weniges Gerath, ihre Kleidung und ihren Schmuck hatten die Flüchtlinge mitgenommen. — Mit Arraba fiel der letzte Anhalt der Widerstandigkeit in den Gesinnungen der Einwohner meines Districts; Niemand fragte, wie ich die für unbezwinglich gehaltene Feste genommen, genug ich habe sie genommen, so daß Jeder sich wol hütet, mit mir anzubinden. Leider leben die Aufrührer seitdem gleich jenseits des Jordans in der zum Jurisdictionbezirk von Damascus gehörigen Provinz Esalt unbelästigt und

gleichsam stets der Rückkehr gewärtig. Meine Bemühungen, eine Expedition des Pascha von Damaskus dahin zu veranlassen, und jenem seit langen Jahren in Anarchie befindlichen Gebiete den Gehorsam aufzunöthigen, haben zu keinem Resultate geführt; und doch wird Palästina auf die Dauer nicht in Ordnung gehalten werden können, so lange nur eine Tagereise die Ruhestörer auf ein unzugängliches, völlige Sicherheit gewährendes Terrain bringt.“

Der Kaimakam hatte während der langen Unterhaltung unsre Tschibuks neu füllen lassen; jetzt erschien auch eine zweite Tasse Kaffee als Zeichen, daß unserm Abschiede weiter nichts im Wege stehe. Wir brachen also auf, um noch einen Theil der Stadt in Augenschein zu nehmen. Unser erstes Ziel war die Bazarstraße, der Säk, welcher die Stadt fast in ihrer ganzen Länge von Osten nach Westen durchzieht und in welchem sich Leben und Verkehr vorzugsweise vereinigt. Wir fanden denselben mit Obst und Gemüse, den Erzeugnissen der Gärten und Felder der Umgegend, aber auch sonst mit mancherlei Waare reichlich versehen. Europäische Baumwollfabrikate fehlten nicht, spielten aber noch gegen die Producte des orientalischen Gewerbfleißes die geringere Rolle. Unter diesen fielen uns besonders Arbeiten in Seide und Saffian von rother und gelber Farbe in die Augen, — wie auch die Posamentirer, die Sattler, die Riemer und Schuhmacher von Nablus durch ganz Palästina eines guten Rufes genießen. Besonders geschmackvoll erschienen uns Satteldecken, auf dunkeln Tuchgrund in Gold und Seide reich gestickt, Zaumbänder, die von rother und violetter Seide mit Goldmuster gewoben, Halsverzierungen für Pferde von ähnlicher Arbeit zur Befestigung der Amulette, ohne welche auch der sonst muthige Reiter das Besteigen eines Thieres für ein Wagniß hält, u. dgl. m. Ungefähr in der Mitte der Marktstraße befindet sich eine mehrere hundert Schritt lange überwölbte Kaufhalle, in welcher hauptsächlich ausländische, doch auch damascener und aleppiner Schnittwaaren in Seide, Wolle und Baumwolle feilgeboten werden. Es ist dies ein in großartiger Einfachheit imponirender Bau, wie keine der syrischen Küstenstädte, und selbst Jerusalem seines Gleichen nicht unter seinen Bazaren aufweisen kann. Ich hätte gern etwas über seinen Ursprung erfahren, welcher in die Zeit der Mamlukenherrschaft zurückreichen mag. Aber die über einem der Eingänge angebrachte vom Alter geschwärzte Inschrift war zu hoch, als daß mein Auge sie hätte entziffern können, und die Inhaber der Läden, bei welchen ich mich erkundigte, wunderten sich ob der Frage dergestalt, daß sie zu keiner entsprechenden Antwort kommen konnten. „Es ist ja der Chan-el-Tudjâr (der Kauf-Chan)! hieß es mit einem Ausdruck, als ob mindestens soviel alle Welt wissen müßte; mehr wußten sie vielleicht selbst nicht.“

Nablus zeichnet sich vor Jerusalem durch die größere Anlage seiner Pri-
Grenzboten II. 1860.

vathäuser und durch bessere Haltung derselben aus, steht ihm aber an wirklich architektonischen Denkmälern weit nach. Die Kuppel, die Arkade, die Wölbung der Spitzbogen, die auf Steinconsolen ruhenden Erker, alles dies sind zwar der höheren Baukunst angehörige Motive, deren dort fast kein Haus entbehrt; aber wenn diese Motive aus ihrer eigentlichen Sphäre zu dem alltäglichen Bedürfnis herabgezogen werden und sich diesem zu Liebe sogar Verunstaltungen gefallen lassen müssen, so vermögen sie auch keinen tiefen Eindruck hervorzubringen. Die Kaufhalle mit dem sich ihr nördlich anschließenden, gleichfalls in reinen Mäßen aufgeführten, aber jetzt in Ruinen liegenden Chan, von welchem sie ihren heimischen Namen hat, war der erste uns in Nablus auffallende islamitische Kunstbau, außer welchem sich daselbst nur etwa die Chadramoschee anführen ließe, wenn da nicht die zu große Einfachheit dem Geschmack Eintrag thäte. Am Ostende der Süßstraße fanden wir wider Erwarten auch ein Denkmal des europäischen Mittelalters, ein im Spitzbogenstyl aufgeführtes Kirchenportal, durch welches man jetzt auf einen Hof der Hauptmoschee, Djami-Kebir, gelangt. Diese Moschee, ein übrigens kein künstlerisches oder antiquarisches Interesse erregender Bau, ist nach der gemeinschaftlichen Sage der Christen, der Muhammedaner und Samariter des Orts eine ehemalige Johanneskirche, welche nach der Wiedereroberung Palästinas durch Saladin in eine Moschee verwandelt wurde. Eine hoch über dem Haupteingange angebrachte Inschrift, welche wahrscheinlich eine, sonst nicht auf uns gekommene historische Notiz hierüber enthält, konnte ich, da sie von einem aus den Mauerklüften hervorsprossenden Kappernbusch zum größten Theile verdeckt wurde, und keine Leiter zur Hand war, nicht lesen. Das vorbezeichnete Portal gehört offenbar der Kreuzfahrerzeit an. Umherliegende Säulen von rothem und schwärzlichem ägyptischen Granit lassen uns aber schließen, daß hier schon in der frühen byzantinisch-christlichen Zeit eine Kathedrale aufgeführt worden, gewiß dieselbe, in welche einmal zur Zeit des Kaisers Zeno, während der Pfingstfeier die Samaritaner drangen und dem den Gottesdienst abhaltenden Bischof Terabinthus die Hand verstümmelten.

An Djami En Nybr, einer andern Moschee, welche ebenfalls früher eine christliche Kirche gewesen sein soll, aber keine Spur des Alterthums bewahrt hat, vorüber führte man uns dann zu einem freien Platze hinauf, an welchem ein jetzt als Wasserbassin dienender mit einfachem Blumengewinde verzierter Sarkophag die Erinnerung an die klassische Zeit der Flavia Neapolis wachruft. Der Platz, sowie das ihn einschließende südöstliche Stadtviertel heißt el Kariun, von einer in seinem höchsten Theile vorkommenden merkwürdigen Quelle Ain el Kariün, welche wir ebenfalls in Augenschein nahmen. Eine wohlangelegte Steintreppe hinab gelangten wir in ein geräumiges überwölbtes Gemach, einer Krypte nicht unähnlich, in welchem die wasserreiche Quelle

fühl und klar zum Vorschein kommt und nach kurzem Laufe wieder verschwindet, um durch einen unterirdischen Kanal mit vielverzweigten Leitungen allen Häusern des Quartiers und namentlich den mit großen Bassins versehenen Höfen der beiden vorerwähnten Moscheen zugeführt zu werden. Wer erbaute die Steintreppe und das unterirdische Gewölbe? und was bedeutet das Wort el Kariân? Wir wissen es nicht; aber die mächtige Anlage, welche keine entscheidenden Merkmale an sich trägt, könnte wol aus vorislamitischer Zeit stammen, und der arabisirt griechisch klingende Name ist aus den orientalischen Sprachen nicht zu erklären. Keine Localsage gibt hier eine Andeutung und nur die Analogie der eine halbe Stunde östlich von der Stadt entspringenden Quelle Ain Balata, deren Name unzweifelhaft auf *Παλατιον* zurückzuführen ist, kann unsern Vermuthungen eine, wenn auch nicht befriedigende Richtung geben.

Von Ain el Kariân folgten wir westwärts den ansehnlichen Häuserreihen einer höheren Längsstraße und gelangten durch das enge und schmutzige Samaritanerquartier wieder zur Stadt hinaus an das Chadrafiß. Unfre Aghas schlugen uns vor drinnen an dem Teiche vor der Moschee etwas auszuruhn, worauf wir um so lieber eingingen, als der Garten eine samaritanische Inschrift enthält, welche wir besichtigen wollten. Durch ein aus großartigen architektonischen Resten aufgeführtes Thor gelangten wir auf den Hof der Moschee, eines geräumigen schmucklosen Baues, unter dessen Portale wir Platz nahmen. Die Sonne barg sich schon hinter dem Felsenkamme des Djebel Nybli, und die Frösche in dem Bassin vor uns begannen ihr Abendlied, während die höheren Aeste eines riesigen Maulbeerbaumes über uns noch in herrlichster Vergoldung prangten. Wir genossen mit Wonne des lieblichen Plätzchens. Da die Moschee für den Gottesdienst so gut wie gar nicht benutzt wird, so hatten unfre Führer beim Eintritt den etwa unverschleiert in der Nähe befindlichen Frauenzimmern durch den üblichen Ruf die Warnung gegeben, daß sie sich vor fremden Männern zu verbergen hätten. Diese Vorsicht, sofern sie dem Gatten und Vater zu Gute kommen sollte, war überflüssig, insofern derselbe — der Scheich des Heiligthums — sie nicht zu würdigen wußte. Wir hatten diesen Mann, um bei ihm Erkundigungen einzuziehen, aufsuchen lassen, und kaum erschien er in dem Gehöfte, als er mit Ausdrücken, die nur ein Nabluser gebrauchen darf, seinen Schönen Vorwürfe machte, uns nicht mit Polstern und Teppichen versehen zu haben. Alle Hände wurden nun in Bewegung gesetzt, um das Fehlende rasch nachzuholen, und so tauchten, die von der Schläfe herabhängenden Zipfel der mit allen Gebrechen langen Gebrauchs behafteten Schleiertücher zwischen den Zähnen haltend, — drei Frauen und ein Mädchen auf, erstere drei unbestreitbar moscheefähig — ich gebe ihnen dies Beiwort mit Bezugnahme auf eine altmuselmännische

Sagung, wonach eine Frau sich nicht beim Gottesdienste blicken lassen durfte, so lange zu besorgen stand, daß ihre Körperreize die Gläubigen von der Andacht abwendeten. Dem Mädchen fehlten die Haupterfordernisse einer orientalischen Schönheit nicht, das dunkle, scheue Auge, welches die Dichter mit so großer Naturwahrheit dem der Gazelle vergleichen, die Tulpenwangen, die Perlenzähne, das Ebenholz der Locken, — doch wurde sie trotz der Spuren angehender Jungfräulichkeit von dem Vater noch ganz als Kind behandelt. Auf seinen Befehl sahen wir sie mit der Geschicklichkeit eines Neffens in die höchste Laubkrone des Maulbeerbaumes steigen, um einen Korb mit den Früchten zu füllen, welche uns vorgesetzt werden sollten. Nachdem dann auch von einer der älteren Frauen servirt, vor uns ein Narghileh rauchte, setzte der Scheich sich mit vielen Bewillkommungen zur Unterhaltung neben uns. Es war ein Mann von roh gutmüthigen Gesichtszügen mit röthlichem, stark im Ergrauen begriffenen Barte; der grüne Turban verkündigte den Nachkommen des Phropheten, eine Eigenschaft, welche, wenn sie in dieser Weise zur Schau getragen wird, gemeinhin auf einen Ungebildeten schließen läßt, welcher sich außer diesem Adel keines weitem Vorzugs, namentlich nicht der zum Tragen des weißen Kopfbundes berechtigenden Schreibkunst, rühmen kann.

Das Gespräch hob uns über die geringen Erwartungen, welche wir hienach von ihm hegten, nicht hinaus. Der Scheich theilte uns mit, er sei der Mutawelli oder Erbverwalter des Heiligthums und habe diese Würde von seinen Vorfahren geerbt, deren Einer, auf dessen Grab an der Moscheenmauer er uns aufmerksam machte, ein Heiliger, Wali, gewesen sei. Uebrigens setzte er mit Rücksicht auf die muhammedanische Ansicht, daß es keinen rechtmäßigen Lebensunterhalt außer dem erwerblichen gebe, bedeutungsvoll hinzu, sei er Bäcker und sein jüngerer Bruder, der Moezzin der Moschee, Pastetenmacher. Von dem Ursprunge der Stiftung wußte er wenig zu sagen, und von den überall umherliegenden Resten alter classischer Bauten natürlich gar nichts. Die Tradition führt die Moschee auf Saladin zurück und läßt sie auf der Stelle errichtet worden sein, wo Jakob um seinen Sohn Joseph trauerte und einen verdorrten Baum, unter welchem er saß, plöglich ergrünen sah, als der geliebte Verlorene ihm aus Aegypten sein Gewand zusandte. Auf diese Legende bezieht sich auch der Name, welcher „die Moschee des grünen Baumes“ bedeutet. Da nach einer über dem Portale angebrachten Inschrift das Gebäude schon zu des Mamlukenherrschers Kalaun Zeit restaurirt wurde, so ist gegen seinen Saladinischen Ursprung wol nicht viel einzuwenden. Aus einer Zusammenstellung sonstiger Nachrichten und localer Erhebungen ergibt sich aber noch mit großer Wahrscheinlichkeit, daß die zur Zeit des fränkischen Königreichs von den Canonicis des heil. Grabes in den Suburbien von Nablus erbaut und dem heil. Grabe als Eigenthum angehörende Kirche,

welche — nur in dem Cartulaire der St. Sepulchre erwähnt — wol nicht bedeutend war, die Stelle der jetzigen Chadra-Moschee einnahm, welche letztere in diesem Falle aus ihren Trümmern erbaut wäre. Die in- und außerhalb des Chadrastifts umherliegenden Säulen und Gebälkreste dürften nach ihrer Form und ihren Maßen nicht von dem Kreuzfahrerbau herrühren, und um sie zu erklären, bleibt uns nur die Annahme übrig, daß hier vielleicht eine der fünf Kirchen gestanden, mit welchen die byzantinischen Kaiser Nabalus schmückten. Der Umstand, daß ein sehr altes samaritanisches Gotteshaus auf demselben Grundstücke lag, scheint darauf hinzudeuten, daß das jetzige Chadrastift eine durch alte samaritanische Legenden geheiligte Stätte ist, welche nach einander Byzantiner, Franken und Muhamedaner für ihre religiösen Bauten benutzten.

Der Scheich ersuchte uns die Schuhe auszuziehen, um uns das Innere der Moschee zu zeigen, welches außer einem geschmackvoll verzierten, aber durch Uebertünchung entstellten Mihrab (Betnische) nichts Bemerkenswerthes enthält. Von da ließen wir uns durch den Zitronengarten nach einem an der Nordseite desselben befindlichen Minaret von guter massiver Bauart führen, an dessen Fuß die Wohnungen des Scheichs und seines Bruders, ärmliche Steinhütten von schlechter hinsfälliger Bauart, sich anlehnen. Ueber die Dächer dieser gelangten wir an die sehr alterthümliche, in die Südwand des Minarets gegen 25 Zoll über dem Boden verkehrt eingemauerte Inschrift, eine Stein- tafel von drei Fuß Länge und etwa zwei Fuß Breite, welche innerhalb eines künstlich verzierten Rahmens in besonders eleganter Schrift einen abgekürzten Text des von dem jüdisch-christlichen wenig verschiedenen samaritanischen Dekalogß darbietet. Ein unförmlicher Stein- und Schutthaufen wenige Schritte westlich von dem Thurme, welche die gemeinschaftliche Sage der Samaritaner und Muhammedaner als den Rest einer alten zur Zeit des Mamlukenultans Kalaun zerstörten Andachtstätte jener Secte betrachtet, gibt über den Vorsprung dieses Denkmals Aufschluß. Dasselbe verzierte das Innre des Gotteshauses, aus dessen Trümmern man es als Baustein hervorgezogen, und stammte wahrscheinlich mit letzterem aus der Zeit, wo die Samaritaner noch ein autonomes Volk waren, bei welchem sich ein eigenthümliches, wenn auch auf niedriger Stufe gebliebenes Kunstgefühl entwickeln und erhalten konnte. Bruchstücke ähnlicher Inschriften, kürzere Bibelstellen enthaltend und offenbar derselben Ruine entnommen, finden sich in dem Gemäuer der Scheichwohnung mehrere; und noch vor Kurzem wurde eine Tafel von ähnlichen Maßen, den abgekürzten Anfang der Genesis wiedergebend, aus dem Schutthaufen hervorgezogen. Auch die jetzige samaritanische Synagoge, ein seit 450 Jahren bestehender Bau, ist mit mehreren Inschrifttafeln geschmückt, welche nach altem Herkommen den innern Wänden eingefügt sind. Leider ist an dem Trümmerhaufen selbst nichts mehr zu erkennen, es ist da kein Stein auf dem andern geblieben.

Zum Schluß seiner Gefälligkeit theilte der würdige Scheich uns unverblümt mit, daß ihn ein kleines Geldgeschenk von uns höchlich beglücken würde, woran wir bei seinem Dienstefier durchaus nicht gezweifelt hatten. Dem Mann konnte geholfen werden. Die Sonne beschien noch die höchsten Ruppen des Ebal, als wir den lieblichen Garten verließen; und bei unsern Zelten langten wir noch früh genug an, um die kurze Dämmerung des Südens zu genießen. Bei dem Murren der Quelle und dem Säuseln erfrischender Winde hoch in den Wipfeln unserer Bäume genossen wir einer Nacht, die uns für die Leiden ihrer Vorgängerin völlig entschädigte.

Der Adel in unsern Heeren.

Unter dem Titel „Ueber den Mangel an genialen Feldherrn in der Gegenwart. Von W. Streubel, Artillerieleutnant a. D. Dresden, Verlagsbuchhandlung von R. Runze“ liegt uns eine kleine Schrift vor, die, auch für Nichtmilitärs berechnet, manchen guten Gedanken und in den ersten Kapiteln belehrende Ueberblicke über die Veränderungen enthält, welche die Vergrößerung und die qualitative Umwandlung der Heere in den letzten Jahrzehnten und andererseits die sehr wesentliche Umgestaltung, die alle geographischen, topographischen und ethnographischen Bedingungen der Kriegsführung in dieser Periode erlitten haben, in Bezug auf Taktik und Strategie zur Folge gehabt hat. In dem, was der Verfasser über den Zeitgeist sagt, (die Civilisation soll uns entnervt haben, die Menschheit nicht mehr leben, sondern vegetiren, die Existenz der civilisirten Völker eine vorwiegend mechanische sein u. s. w.) geht er offenbar viel zu weit. Wir sind nicht so schlimm, als er sich vorstellt; auf alle Fälle besser als in der Zeit, die er mit manchen andern für die „gute alte“ zu halten scheint. Mit andern seiner Ansichten kann man sich eher einverstanden erklären, z. B. mit dem, was er über Militärpädagogik und über die Stellung des Adels in den deutschen Armeen bemerkt. Wird hier auch zu berücksichtigen sein, daß der Adel verhältnißmäßig häufiger als der Bürgerstand die pecuniär nicht sehr lohnende Offizierslaufbahn betritt, so zeigen die Ranglisten doch immer noch ein Mißverhältniß in der Stellung der beiden Klassen, für welches wir nur die Erklärung wissen, die der Verfasser gibt. Er sagt (wir lassen ihn im Auszuge sprechen) in der Hauptsache hierüber folgendes:

So oft heutzutage Jemand von völliger Gleichberechtigung aller Stände spricht, so oft geht eine Unwahrheit über seine Lippen. Eine solche Gleichberechtigung hat nie stattgefunden, am wenigsten im Augenblick. Ueberall ist es vorzugsweise ein Stand, aus dem sich der Bedarf an Staatenlenkern und Feldherrn ergänzt. Die Masse des Volkes ist von diesen Gebieten so ziemlich ausgeschlossen.